

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse
Herausgeber: Schweizerischer Forstverein
Band: 131 (1980)
Heft: 5

Artikel: Abschuss und wildfreundlicher Waldbau
Autor: Rüedi, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-766545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Abschuss und wildfreundlicher Waldbau¹

Von K. Rüedi, Aarau

Oxf.: 156.9

Seit Jahrzehnten plagen sich die Interessierten mit einem Problem, das so scheint es, einer Quadratur des Zirkels nahekommmt: mit dem Konflikt, einerseits die Wildschäden zu reduzieren, andererseits einen «guten» Schalenwildbestand zu hegen. Wobei die Forstwirtschaft bereit ist, unbedeutenden Schäden gegenüber die Augen zuzudrücken, während umgekehrt Jäger und Naturfreunde keinen Wildbestand wünschen können, dessen übersetzte Höhe zu Degenerationserscheinungen führt.

Es brauchen hier keine Worte mehr darüber verloren zu werden, dass die Erreichung der waldbaulichen Ziele nicht durch das Wild gefährdet werden darf, dass somit standortsgemässer Mischwald, und zwar bester Qualität und Ertragskraft, nachhaltig gesichert sein muss, dass zumal die eigentliche Existenzbedrohung des Gebirgswaldes durch eine neue Waldweide zu verhindern ist und dass die Ausgaben für Wildschadenverhütung eine Grenze haben.

Der von keiner Sachkenntnis und Gefühlslast beschwerte Intellektualist wird hier überhaupt kein Problem sehen: Man schießt vorerst einmal zum Beispiel die Hälfte des Wildes ab und sorgt nachher, dass es nicht mehr zunimmt! Weist man darauf hin, dass die Öffentlichkeit sauer reagieren könnte: nun, dann kann man ja die Operation auf 2—3 Jahre verteilen, und vor allem ist zuerst der Bürger aufzuklären, dass es um die Verhütung schwerer Schäden geht — ein Zauberwort, das für ihn auf der Rangliste menschlicher Interessen weit oben steht («kann man sich nicht dagegen versichern?»). Und der Widerstand von Jägerseite? Das ist eine kleine Gruppe, die sich einfach zu fügen hat.

Wieso streitet man eigentlich so lange und spricht von einem Problem? Es scheint hier Irrationales mitzuspielen, eine unbewusste Ehrfurcht vor der Gesamtschöpfung (wohl uns, wenn wir sie noch haben!), eine Gefährdung des guten Gewissens, ein Apell an humane Gefühle und Tierliebe, mögen sie nun richtig oder unbegründet sein.

¹ Im Vordergrund stehen hier Tieflandverhältnisse und das Rehwild.

Nun liegt ja der Gedanke nahe, wenn er auch leider vorläufig mehr nur als Theorie und Axiom denn als breite Erfahrung sein Leben fristet, dass es möglich sein muss, dem Wild und dem Wald zu helfen, indem man die Biotopverhältnisse im Rahmen des ökonomisch Möglichen optimiert und dadurch den Verbiss auf den Wildwuchs ablenkt. Diese Behauptung stösst verständlicherweise auf Skepsis, Misstrauen und Ablehnung. «Das Wild wird unsere Verjüngungen und Kulturen auch dann zehnten, wenn es genügend anderes zu fressen hat.» Man fürchtet auch zuviel Aufwand und Zeitbedarf für ein fragwürdiges und vielleicht kaum zu erreichendes Ziel. Nun, zum Glück stehen positive praktische Erfahrungen zur Verfügung, wenn auch, zufolge des Zeitbedarfs wie der Schwierigkeiten und Hemmnisse, leider erst sporadisch und in der Auswirkung teilweise diskutabel. Als Folge der geschilderten Geisteshaltung wurde bisher viel zu wenig und wohl auch zu kleinlich experimentiert, obgleich seit bald dreissig Jahren zu diesem Handeln ermuntert wird.

Der Unterschied zwischen den beiden im Titel genannten Methoden ist freilich gross. Wie einfach und naheliegend ist doch der simple Reduktionsabschuss! (Gerade deshalb ist aber Vorsicht am Platz: Kurzschlüsse sind selten die besten Schlüsse). Schon die sprachliche Begriffsbildung zeigt deutlich den Unterschied. Mit dem Wort «abschiessen» ist die Methode A klar und konzentriert umrissen. (Ein Wort, das für die ältere Generation von den Konzentrationslagern der Kriegszeit her einen üblen Beigeschmack hat. «Wer zu fliehen versucht, wird abgeschossen.») Vom Forstpersonal verlangt diese Methode überhaupt nichts, ausser Beifallklatschen bei der Erfüllung. Nur die Jäger müssen mehr Zeit, Energie, Personal und Patronen aufwenden. Dafür haben sie, wenigstens für einige Zeit, vermehrtes Jagdvergnügen (!) und höhere Einnahmen der Jagdkasse.

Wie beschwerlich demgegenüber die Methode B. Wie soll man den Begriff mit einem knappen, umfassenden Stichwort bezeichnen? Man könnte von Ökologisierung des Biotops reden; es fällt mir nichts Besseres ein. Der Verfasser hat während Jahrzehnten diesen Weg ins Neuland tastend, hoffend, zweifelnd gesucht, mit einigen Kenntnissen aus Beobachtung und Überlegung und mit zunehmender Erfahrung als Kompass, vielleicht auch mit einem gewissen Instinkt und namentlich mit Liebe zur gesamten Lebensgemeinschaft des Waldes. Die biologische Methode stellt nun eben an das Forstpersonal hohe Anforderungen. Sie ist unbequem, verlangt Experimentieren über Jahre hinweg, setzt Beobachtungsgabe, Literaturkenntnis, Interesse voraus, ein gewisses Fingerspitzengefühl und eben Liebe nicht nur zum Wald, sondern zur Gesamtnatur. Das Forstpersonal, vor allem das untere — ohne das nichts zu erreichen ist —, zeigt meistens wenig Verständnis, ist unvorbereitet und kenntnisarm. Man muss ihm sagen: Ihr tut es nicht für die Jäger, sondern für das Wild, die Natur, die Bevölkerung — und am allermeisten für Euch selber (zur Verminderung der Wildschäden). Aufwand, Flächenbean-

spruchung, Kosten sind zum Glück gering. Unter den heutigen Verhältnissen darf vorderhand nicht zuviel erhofft werden — ich meine damit nicht den Erfolg, falls energisch und richtig gehandelt wird, sondern den guten Willen, solche Massnahmen (und wären es nur Versuche) tatkräftig, geplant und überlegt anzugehen. Dazu kommt, dass die Auswirkung nicht gerade leicht und einfach festzustellen ist, nicht zuletzt, weil andere Faktoren hineinspielen wie etwa Änderungen im Revier (Naturereignisse, Jagdmethoden, Bauten und Rodungen usw.).

Um jeglichen Missverständnissen zu begegnen: es müssen beide Wege ins Auge gefasst werden und sich ergänzen. Kurz zusammengefasst: der Reduktionsabschuss führt rasch zum Ziel und ist forstlich problemlos — man hat zwar allmählich eingesehen, dass die scheinbar selbstverständliche Formel «weniger Wild — weniger Schaden» in dieser einfachen Formulierung doch mehr nur näherungsweise stimmt. Die Biotopverbesserung ist schwierig, zeitraubend, unbequem und muss mindestens zum grössten Teil den Förstern angelastet werden. Soll man sich wirklich auf so etwas hinauslassen, damit vielleicht ein ansehnlicher Wildbestand schadlos und in guter Verfassung leben kann? Ist es aber andererseits nicht schön und befriedigend, eine reiche Lebensgemeinschaft zu pflegen, im Sinne Albert Schweitzers Leben zu erhalten, statt zu vernichten? Vergessen wir nicht, dass eine Verpflichtung des Forstpersonals besteht, an der Wildhege mitzuwirken. Wieso? Zu den verschiedenen Sozialaufgaben des Waldes gehört auch die, im Sinne des Naturschutzes unserer Tierwelt ausreichende Lebensbedingungen zu erhalten beziehungsweise zu schaffen. Das kommt in Jagdgesetzen, in konkreten Bestimmungen zum Ausdruck, zum Beispiel in dem des Kantons Aargau («Jagd-pächter und öffentliche Waldeigentümer sorgen gemeinsam für eine ausreichende natürliche Wildäsung» u. a. m.). Der Jäger kann ja den Waldbau nur eingeschränkt beeinflussen. Sicher darf dabei aktive Mitarbeit der Jäger und Naturfreunde erwartet werden.

Nun kommt aber noch etwas dazu auf ökonomischer und sozialer Seite, wichtig und tröstlich für den mehr praktisch Denkenden: Wird nicht ein Waldbau, der eine naturgemässe reiche Lebensgemeinschaft fördert und hegt, letztlich auch der Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Bodens, des Bestandes, der Verjüngung dienen, nicht zu reden von der Verbesserung der Schutz- und Sozialleistungen (Sturm- und Schneekatastrophen, Wasserhaushalt, Erholung usw.)? Dazu noch etwas anderes: «Wild gehört zum Wald» ist bestimmt nicht nur eine ideelle Forderung. Falls das Gleichgewicht gewahrt bleibt, bringt jeder Teil einer Lebensgemeinschaft dem Ganzen «Dienstleistungen» entgegen. Also würde das Wild dem Wald auch nützen?? Ich bin davon überzeugt (man denke etwa an die laufende Düngung), auch wenn heute die wissenschaftlichen Akten hierüber noch dürftig und vernachlässigt sind.

Wo ein Reduktionsabschluss nötig scheint, sollte deshalb stets auch unverzüglich geprüft werden, ob und wie gleichzeitig die Methode B eingeleitet werden soll, sei es durch Massnahmen zur Erhaltung günstiger Verhältnisse, sei es durch fast immer angezeigte biologische Hilfen. Dabei besteht ein breites Band von ganz schwierigen bis zu sehr vorteilhaften Voraussetzungen. Auf jungen Moräneböden, frisch und kalkreich, mit gesundem Mischbestand und ruhigen Lagen, allenfalls mit einem interessierten, verständnisvollen Förster werden wir weit rascher und leichter zum Ziel gelangen als auf trocknen, sauren Adlerfarn-Standorten mit degradierten Beständen, wobei vielleicht noch intensive menschliche Störungen sowie Unverständnis von Forstpersonal und Behörden die Schwierigkeiten erhöhen. Im zweitgenannten Fall wird aber ein Handeln wie oben dargelegt weit nötiger sein als im ersten!

Rieder schreibt in dieser Zeitschrift Nr. 1/1979² abschliessend: «Wildschäden entstehen nicht nur, weil es zu viele Rehe gibt. Der waldbauliche Zustand kann Schäden geradezu provozieren. Es wäre deshalb falsch, das Wildproblem lediglich auf dem Buckel der Jagd lösen zu wollen.» — Diese sehr zutreffenden Feststellungen könnten als Motto über dem vorliegenden Aufsatz stehen.

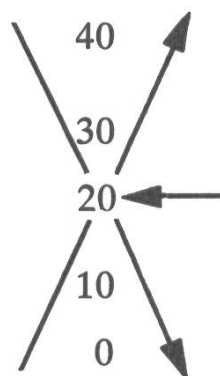
Ein kleines Schema möge verdeutlichen, wie die beiden Wege zueinander stehen und zusammenwirken müssen:

Rehbestand auf 100 ha Wald.

Förster:
wirtschaftlich denken
herabsetzen

Goldener Schnitt!

Jäger:
gesamtökologisch denken
wildgerecht. Waldbau
treiben
Biotop verbessern
erhalten



Dieser Bestand ist ein Beispiel
und selbstverständlich kein
generelles Rezept!

In den seltensten Fällen wird eine Vermehrung des Wildbestandes anzustreben sein. Biotopverbesserung wird normalerweise nicht diese Folge haben dürfen. Das Ziel ist Behebung der Wildschäden unter Wahrung eines angepassten, jagdlich und naturschützerisch noch interessanten Wildbestandes.

² Waldbau und Jagd im Kanton Thurgau.

Oft wird ein «naturgemässer» Bestand für die einzelne Wildart gefordert, und der sei beim Schalenwild weit geringer als heute meist vorhanden. Man vergisst dabei, dass die Umweltverhältnisse für den Wald wie das Wild weit vom Natürlichen abgerückt sind. Der Wald weist im Tiefland viel mehr Fichten und weit weniger Weichholz und «Unkraut» auf als Naturbestände, nicht zu reden von der Beunruhigung, dem Strassentode, der naturfeindlichen Bewirtschaftung im Kulturland usw. Als fast einziges Wild ist uns das Reh verblieben. Was Wunder, wenn Volk und Jäger daran hängen und sich mit einem «Urwaldbestand» nicht zufrieden geben! Verbesserungen des Lebensraumes (Äsung, Einstände, Ruhe) sollen dazu beitragen, einen relativ höheren Bestand zu ermöglichen, ohne den forstlichen Interessen massiv zu schaden, — im Gegenteil. Mit Recht sagt Zeltner, ebenfalls in Nr. 1/1979 dieser Zeitschrift³, eine starke Herabsetzung des Rehwildbestandes sei auch so zu verstehen, «dass sie als Voraussetzung jenes Waldaufbaus, der wahrscheinlich später einmal hohe Wilddichten . . . erlaubt» aufzufassen ist.

Neben Bestandesregulierung und Revierverbesserung im Rahmen des Waldbaus besteht ein dritter Weg, fast so naheliegend wie der Abschuss: die Fütterung. Als «Kunstfütterung» belastet sie, und recht erheblich, ebenfalls nur den Jäger. Ein heikles Thema, denn es haftet ihr begreiflicherweise ein Geruch der Widernatürlichkeit an, und wird sie nicht ganz sachgemäss, geradezu wissenschaftlich durchgeführt, kann sie nutzlos, ja schädlich sein. Auf diese Art Winterfütterung möchte der Verfasser mangels Erfahrung und Kenntnissen nicht weiter eintreten. (Von Sommerfütterung habe ich nie gehört, obwohl auch in der guten Jahreszeit Wildschäden eintreten; in äsungsarmen Gebieten kann alsdann der Mangel sogar grösser sein, weil im Winter wenigstens die Holzschläge dem Wilde helfen.) Man muss Verständnis für diese Bestrebungen haben, wo unnatürlich gewordene Verhältnisse und harte Winter dem Wild ohne grosse Forstschäden keine Chance lassen. In Tiefland ist Fütterung oft überflüssig oder dann ein Zeichen, dass etwas aus dem Gleichgewicht geriet, sei es der Wildbestand oder die Nahrungsbasis: sie sollte dann als Notbehelf bis zur Wiederherstellung besserer Bedingungen aufgefasst werden. Im Gebirge kann eine Wildart zu hoch gestiegen sein, oder den Tieren ist ein Ausweichen in Tieflagen nicht mehr möglich. In verhunzten Wäldern, wie sie zum Beispiel A. v. Bayern in seinem unlängst erschienenen Buch «Über Rehwild» anprangert, kann ohne Fütterung nur ein geringer und elender Wildbestand den Winter überleben, mit viel zu hohen Abgängen und erst noch Waldschäden. Wieviel ist doch schon durch übertriebene, unnötige, biologiewidrige Jungwuchs-«Pfleger» (Herausputzeln) gesündigt worden! Wieviel Wald ist schon durch übergescheite Behandlung denaturiert, ausgeräumt und auf lange Sicht verarmt worden! Dass man — nebenbei — auch in der Erschliessung übers Ziel schießen kann, hat eine der jün-

³ Verarmung der Baumartenmischung durch übersetzte Rehwildbestände.

sten Publikationen unserer Versuchsanstalt eindrücklich dargetan. Naturgemässe Behandlung — oft zuerst ein gesundes Unterlassen — und Wiederbelebung müssen die ewige Zerstörung und Verarmung ablösen.

Nun gibt es aber auch eine naturgemässe «Fütterung», die leider viel zu wenig bekannt ist und praktiziert wird. Sie kann dem Wild nicht schaden, wird mit Sicherheit den Verbiss herabsetzen, kostet nur Mühe, aber wenig Geld, und braucht nicht, wie die Kunstfütterung, zur Angewöhnung des Wildes im Herbst schon stur begonnen zu werden. Sie setzt keine grossen Kenntnisse voraus, jeder Wildfreund kann sie ohne besondere «Überwachung» durch den Förster durchführen, doch darf seine Mithilfe füglich erwartet werden. Sie spielt sich allerdings im Verborgenen ab, man kann nicht damit nach aussen glänzen. Sieh, das Gute liegt so nah — für viele allzu nah! Sie beschränkt sich auf die eigentlichen Notzeiten mit tiefem und gefrorenem Schnee, besonders, wenn in der zweiten Winterhälfte die sichtbare Äsung verbraucht ist. Die Holzschläge weisen uns ungewollt den Weg. Man deckt Brombeerwuchs ab und holt Astmaterial von Weisstanne, Eiche und andern beliebten Laubhölzern aus dem Schnee. Etwas Dickungspflege auch in Zäunen — das Material wird hinausgeworfen — ist natürlich Sache des Försters. Nachdrücklich sei hier auf die Bedeutung von Weisstanne und Eiche für die Wildäsung hingewiesen. Sterben diese Baumarten aus — nicht zuletzt wegen des Wilddrucks! —, so verarmen die Wälder an Äsung und wird für die Zukunft das Wildproblem noch bedenklich verschärft.

Es ist zu hoffen, dass doch allmählich immer mehr Forstbeamte und Förster, besonders auch ihre Lehrer, Waldbesitzer und zuständige Behörden Interesse zeigen für die mögliche Wiederbereicherung der Natur, bereit sind, sich mit den Wegen der Biotopverbesserung zu befassen, dass die Praktiker deren Möglichkeiten studieren und geplant, grosszügig, einführend experimentieren, damit sich Pflanzen- und Tierwelt wieder reicher entfalten, Hand in Hand mit einem naturgemässen Waldbau⁴ und nicht zuletzt zum Vorteil der Lebenskraft und der vielfältigen Aufgaben des Waldes.

Der Ingenieur, sogar der Forstingenieur wird noch zu oft und zu sehr als Manipulator aufgefasst, der nur die Technik kennt und alles künstlich macht, ausserhalb der Natur oder gar gegen sie! Warum soll er nicht in seiner Arbeit auch der ehrfürchtige Naturfreund und Künstler sein? Ideale sind letzte Ziele des Kulturmenschen, und Idealist darf weder ein Schimpfwort noch eine mitleidige Zensur sein!

⁴ Es soll hier weder auf die Methoden eines naturgemässen Waldbaus noch die praktische Durchführung der Biotopverbesserung eingetreten werden; beides ist ja seit langem vielfach dargestellt und gelehrt worden.

Résumé

Tirs de régulation et sylviculture favorable au gibier

Il semble que le pénible conflit qui traîne depuis des décennies au sujet des dégâts du gibier fasse partie des problèmes qui ne trouvent pas de solutions complètes ni satisfaisantes à tous les égards. Le remède le plus simple consistant à décimer suffisamment le cheptel gibier se heurte à des oppositions d'ordre éthique et autre et de plus ne domine pas toujours convenablement, aux dernières connaissances, les causes des dégâts. On est pourtant d'accord que la réalisation des objectifs forestiers ne doit pas être remise en question par le gibier et qu'un cheptel gibier peut aussi être trop élevé d'un point de vue biologique. Mais entre ces deux pôles subsiste encore un large éventail pour d'incessantes discussions.

L'application des tirs de régulation est sans doute le moyen le plus simple. Sa réalisation incombe exclusivement aux chasseurs, alors que le service forestier n'est pas concerné. Il y a donc un deuxième moyen à discuter qui est de loin plus satisfaisant sur le plan humain: à l'appui d'une sylviculture proche de la nature, il s'agit de diminuer les dégâts en améliorant les biotopes, surtout les gagnages. (La végétation de gagnage conforme à un état naturel est alors préférable aux «champs pour gibier».) Cette méthode est enseignée et encouragée depuis plus de 30 ans, mais jusqu'à ce jour elle n'a rencontré que peu d'échos, aussi bien à cause des difficultés que par scepticisme. Cette méthode accable assurément le plus le personnel forestier, parce qu'elle est très exigeante et réclame du temps, du travail et des connaissances; son succès dépend essentiellement de l'intérêt qu'il porte à son application et de la compréhension qu'il lui témoigne. Elle devrait s'intégrer à une sylviculture conforme aux lois de la nature et contribuera au développement des qualités de la station ainsi qu'aux tâches que doit remplir la forêt. D'ailleurs l'auteur ne doute pas que la biocénose composée par la forêt et le gibier n'est pas seulement une notion idéale et que le gibier rend aussi à la forêt des services biologiques encore peu étudiés (fertilisation, par exemple).

Le nourrissage constitue un troisième moyen. Et nous pensons moins au «nourrissage artificiel» délicat et souvent inutile ou douteux, qu'à une aide hivernale également conforme à un état naturel comme l'abattage, les soins cultureux, le dégagement de la neige sur les branches, les buissons, les ronces, etc.

En général on ne choisira pas un seul de ces moyens, mais on les examinera tous pour les conjuguer en fonction de leur poids respectif d'après les conditions existantes. De l'avis du forestier, les tirs de régulation semblent être le premier, voire l'unique remède. Le chasseur et l'ami des animaux envisagent des améliorations biologiques du territoire, mais ils recherchent une population de gibier importante. Souvent on exige une population «naturelle» de gibier comme dans la forêt vierge, où le nombre des espèces est élevé et celui des individus faible; ceci n'est pourtant plus possible dans nos conditions depuis longtemps éloignées de l'état naturel. D'ailleurs il ne nous reste bientôt plus que le chevreuil sur le Plateau. Le jeu entre les deux efforts doit conduire à un équilibre.

Il faut espérer qu'on étudiera et essayera quand même la voie biologique d'une façon étendue et objective.

Traduction: *R. Beer*

